

Die Anfänge unserer Kirche waren durch ein Phänomen gekennzeichnet, das uns heute ziemlich fremd ist. Die Christen lebten damals in der antiken Welt als eine absolute Minderheit in einem heidnischen Umfeld. Sie waren deshalb ständig mit dem Problem konfrontiert, wie sie ihren Glauben leben und dabei überleben konnten. Sie zogen sich ja nicht in eine heile Welt auf eine Insel zurück, sondern lebten ihr Christsein ja in einer konkreten Gesellschaft, in der ganz andere Werte galten; sie nahmen ganz selbstverständlich teil an dem sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben ihrer Zeit.

Ihre Situation war deshalb wesentlich gekennzeichnet durch einen enormen Anpassungsdruck, durch Ausgrenzung, durch Anfeindung und Widerstand, der sich nicht selten bis hin zu aktiver und grausamer Verfolgung steigerte.

Und das, was die damals erlebten, das war keine Ausnahme, kein Sonderfall, das war der Normalfall eines Christen!

Und er ist es bis heute. Unzählige Christen – Fachleute sprechen von etwa 100 Millionen – werden auch heute wegen ihres Glaubens benachteiligt, isoliert, ausgegrenzt und verfolgt. Sie leben in einem Umfeld, in dem sie fremd sind, ein Störfaktor, der Widerstand provoziert.

Der heilige Mauritius und seine Gefährten sind ein klassisches Beispiel dafür. Als Teil der römischen Militärmaschinerie waren sie Mitglieder einer heidnischen Organisation und lebten in einem durch und durch heidnischen Umfeld. Das war für sie alles andere als einfach; sie waren ständig mit dem Problem konfrontiert, wie sie in diesem Umfeld als Christen leben konnten, ohne ihren Glauben zu verraten.

Als ein Angriff auf christliche Gegner anstand, als zuvor dem römischen Kriegsgott gehuldigt werden sollte, da war für sie eine rote Linie überschritten, die sie zur Verweigerung zwang.

Wir heute kennen das nicht. Wir leben in einer Gesellschaft, in der Christliches immer noch weitgehend etwas Selbstverständliches ist, sogar vom Staat geschützt und gefördert wird. Bis vor wenigen Jahrzehnten war eine politische Gemeinde fast identisch mit der Kirchengemeinde.

Deshalb tun wir uns außerordentlich schwer, überhaupt wahrzunehmen, dass sich genau das grundlegend zu ändern beginnt. In der Wirtschaft, in der Politik und in den Wissenschaften erweisen sich christliche Werte immer öfter als eine störende Bremse, die einfach ignoriert, oder ganz gezielt ausgeschaltet wird. Auch in der Gesellschaft, im privaten Leben verlieren christliche Werte und Normen an Bedeutung, weil inzwischen jeder selbst nach eigenem Gutdünken festlegt, was für ihn richtig oder falsch ist.

Hier kommt etwas auf uns zu, was es gilt, sehr genau wahrzunehmen. Gerade auf dem Hintergrund dieser Entwicklung wird es jetzt plötzlich auch für uns interessant, einmal zu schauen, wie die damals mit dieser Situation umgegangen sind. Dabei werden ein paar interessante Punkte erkennbar:

- Das ist zum einen die Gemeinde. Dieses intensive Miteinander, dieses sich von den anderen getragen und gestärkt wissen, ist hier ein gewichtiger Faktor. Um dem ständig präsenten Anpassungsdruck an die normale Gesellschaft widerstehen zu können, braucht es dieses Miteinander; ein einzelner allein ist dabei auf Dauer völlig überfordert. – Es ist deshalb eben nicht nebensächlich, wenn wir heute nicht einfach des heiligen Mauritius gedenken, sondern genauso auch seiner Gefährten, mit denen er so etwas wie eine Personalgemeinde bildete.
- Dann braucht es in dieser Situation ein sehr präzises Wissen darum, was für den Glauben substantiell und damit unverzichtbar ist, und wo durchaus auch Kompromisse möglich sind. – Ein Mauritius und seine Gefährten haben sicher manche Kompromisse verkraften müssen; doch als sich die Situation zuspitzte, ging es um die Substanz; und hier blieb ihnen nur noch die Verweigerung, auch wenn die Folgen tragisch waren.
- Dann war da aber noch etwas anderes. Es war ihr ausgeprägtes Vertrauen in Gott. Das Evangelium, das wir vorher gehört haben, spricht dies deutlich an. Dort fordert Jesus nicht nur dazu auf, jegliche Furcht vor Menschen aufzugeben und sich mutig zu ihm zu bekennen; er weist genau so deutlich darauf hin, dass es das Vertrauen in einen Vater ist, der jeden ganz genau kennt und im Blick hat, und so erst jegliche Furcht verschwinden lässt. – Der heilige Mauritius und seine Gefährten haben genau aus diesem Vertrauen gelebt. Sie kannten keine Menschenfurcht, auch nicht vor dem römischen Kaiser. Ihnen war das Ansehen bei der anderen völlig egal, weil sie um ihr Ansehen vor Gott wussten.

Wenn uns der Blick auf die Situation des heiligen Mauritius und seiner Gefährten hilft, uns heute daran zu erinnern, dass die Minderheitenrolle für Christen immer etwas ganz Normales war, dann könnte dies uns helfen, viel präziser zu erkennen, wo Christliches schwindet oder nur noch vorgetäuscht wird, und das ohne Jammern und Klagen, weil das – entsprechend den Worten Jesu – eben der Normalfall ist.

Wir können dann auch viel klarer erkennen, wo es für uns heute darauf ankommt, uns zu verweigern, eben nicht mitzumachen, klar und deutlich Stellung zu beziehen, auch wenn andere das nicht verstehen, ja verstehen können.

Dort, wo wir uns dieser Realität stellen, dort bekommen dann auch für uns all die Elemente Bedeutung, durch die Christen zu allen Zeiten bis heute dem Druck und dem Widerstand durch heidnische Mehrheiten standgehalten und ausgehalten haben.